

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 33

Artikel: Seit wann schwimmt man?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647184>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Seit wann schwimmt man?

Obwohl das Schwimmen zweifellos zu den ältesten Fertigkeiten des Menschen gehört, gab es kaum eine Zeit, in der es so allgemeine Pflege fand wie gerade in unserer Gegenwart. Zwar gehörte das Schwimmen schon im Altertum zu den unerlässlichen Fähigkeiten eines tüchtigen Kriegers. Die römischen Rekruten wurden darin ausgebildet, und von den Germanen rühmt Cäsar, der selbst ein ausgezeichneter Schwimmer war, daß sie auch mit den Waffen reichende Ströme durchschwammen. Noch im Mittelalter gehörte das Schwimmen zu den ritterlichen Tugenden, die jeder Edelmann zu erlernen hatte.

Mit dem Auftreten der städtischen Badstuben im Mittelalter verschwand das Baden in den Flüssen immer mehr, da besonders von kirchlicher Seite dagegen geeifert wurde. Der Kirchenvater Hieronymus wollte schon im 4. Jahrhundert das Baden nur für die Kinderjahre erlauben, trotzdem der Apostel Paulus auf seiner Romreise sich selbst nur schwimmend vom Schiffbruch gerettet hatte. (Apostelgesch. 27. 43.) Luther und Zwingli bekämpften die oft recht anstößigen Badstubesitten und auch das Baden in offenen Gewässern. Im 17. Jahrhundert scheint das Baden in Flüssen und Seen ganz außer Brauch und Mode gekommen zu sein.

Ein reizvolles Bild des Badelebens

zur Zeit der Reformation,

also vor mehr als 400 Jahren, überliefert uns der gelehrte Humanist Nicolaus Wynmann in einem im Jahre 1538 in Augsburg gedruckten kleinen Büchlein. Dieses heute äußerst seltene Werklein ist lateinisch geschrieben und trägt den Titel: *Colymbetes, d. h. der Taucher*. Wynmann erzählt darin wie er in seiner Jugend in der Stadt Zürich mit vielen anderen Knaben zusammen unweit der Stadt am Seeufer gebadet hätte. Aus langen Schilfrohren hätten sie jeweils Bündel gemacht und diese mit dem einzigen Kleidungsstück, das sie trugen, nämlich mit einem Hemd, zusammengeknüpft. Alle anderen Kleider habe man zu Hause gelassen. Auf diesem so zusammengeknüpfsten Schilfbündel reitend und mit den Füßen rudern sei man dann bis in die Stadt geschwommen. „Draußen im See, vierzig Schritte vom Ufer, war eine sehr große steinerne Bildsäule des heiligen Nikolaus, die auf einem mächtigen Felsen ruhte. Nachdem wir den Heiligen in geordneten Reihen dreimal umschwommen und pflichtgemäß gegrüßt hatten, da er doch der Jugend gütiger Schutzpatron ist, kehrten wir um und steuerten direkt in die Stadt hinein. In einem Zuge schwammen wir unter dem Wassertor der Stadt durch, da, wo die Limmat aus dem See zu fließen beginnt. Dann stimmten wir ein bekanntes Lied an und spazierten singend mitten durch die Stadt fröhlich nach Hause.“ Die Knaben erlernen die Schwimmkunst fast спleind und ohne große Mühe von den Erwachsenen. Aber auch Mädchen könne man an hellen Sommerabenden, wenn das Wasser durch die Sonne des Tages erwärmt worden, scharenweise baden sehen, „man möchte glauben, daß da Delphine im Wasser spielen“. Sie tragen Hemden, die hierzu bequem eingerichtet sind. Oft sehe man Paare, gleichsam im Wettsstreite weite Strecken hinauschwimmen, Manns- und Frauenpersonen, ähnlich wie zwei zusammengespannte Rosse. Mädchen zeigen, wenn sie einmal die Fertigkeit erworben haben, in dieser Kunst mehr Gewandtheit als Männer.

„Aber noch mehr würdest du dich wundern“, so fährt er in seinem Gespräch fort, „wenn du sähest, wie man sich von hohen Brücken herabstürzt, was auch in Basel und Konstanz geschieht. Es gibt in Zürich eine schöne Kirche, welche gleich einem Schiffsschnabel in die Limmat hinausgebaut ist und nach dem Wasser genannt wird (die Wasserkirche). Ringsum ist sie von Wasser umgeben, außer da, wo auf schmaler Strecke eine kunstvolle Brücke an die Kirche gebaut ist. Dort könnest du im Sommer einen merkwürdigen Wettsstreit der jungen Leute

sehen. In diesem Umkreise folgen sie einander schnellen Zuges gegen den äußeren Teil der Kirche hin, wo, wie am Borderteil eines Schiffes, die Strömung des Flusses anprallt und nach beiden Seiten sich teilt. An dieser Stelle stürzen sie sich in die Tiefe des Flusses und zwar der Reihe nach. Es ist vom Rat gebilligt, daß, wer im Begriffe herabzustürzen, den nächstfolgenden nicht beim Namen rufe, oder wer nicht aus der Tiefe irgend ein Zeugnis, z. B. ein Steinchen oder etwas anderes mit sich hera bringt, dadurch gestraft werden soll, daß er mit angezogenem Hemde von andern herabgeworfen wird. Der Fluß ist durchsichtig wie Glas. Sie werfen sich mit vorgehaltenen Händen kopfüber in die Tiefe, weil weniger Gefahr dabei ist, als wenn sie mit den Füßen voraus springen.“ Der herrliche Fluß und der nahe See und die anhaltende Übung seien da die besten Lehrmeister des Schwimmens.

Etwas umständlicher als der geistreiche humanistische Schulmeister Nicolaus Wynmann war man

i m 18. J a h r h u n d e r t ,

als man die Kunst des Schwimmens neu wieder entdeckte. Das „Zurück zur Natur“ und das Robinson-Ideal brachten das Schwimmen zu besonderer Werthschätzung und machten es zu einer Forderung der natürlichen Erziehung. Der Mensch solle sich abhärteln und jeder Lebenslage gewachsen sein; er solle auch jederzeit einen Mitmenschen vom Tode des Ertrinkens retten können. Denn, so argumentierte man, „wieviel tausend Europäer stürzen alljährlich ins Wasser und verlieren ihr Leben im Kampfe mit diesem furchterlichen Elemente! Was für ein Mittel hat denn die europäische Vernunft ausgesonnen, um diesem Unglücke vorzubeugen und mit welchem Erfolge? — Sie hat Korkwämser, Schwimmgürtel und andere derartige Dinge vorgeschlagen, die wirklich gegen das Ertrinken sichern, wenn man sie — am Leibe hat. Da sitzt aber eben der Knoten; niemand hat sie am Leibe, wenn er ins Wasser fällt. Es ist zum Verwundern, daß die Vernunft hierbei nicht mit der Mode in Verabredung trat, was doch sonst häufig der Fall ist, daß sie, wenn die Mode Pochen, Culs de Paris und falsche Bäuche gang und gäbe mache, — daß sie, sage ich, diese Dinge nicht von Kork lieferte. So wären die Damen vor dem Ertrinken gesichert gewesen, den Herren hätte sie dann durch falsche Schultern und andere Zusätze zu Hilfe kommen können. Man setzt Prämiens auf die Rettung von Verunglückten. Das ist schön, wenn die Retter im Wasser nicht ebensorettungslos sind, als die zu Rettenden, wenn ihre Hilfe nicht allein darin besteht, am Ufer um Hilfe zu schreien, Kähne und Stangen und so weiter zu suchen, indes der Verunglückt erliegt... Das Schwimmen muß Hauptstück der Erziehung werden. Bisher ist das Ertrinken Mode gewesen, weil das Schwimmen nicht Mode ist. Soll denn das Schwimmen nicht auch bei uns Mode werden?“ So ereifert sich ein Vorkämpfer für den methodischen Schwimmunterricht, der Altmeister der Turnkunst, *Gutsmuth in seinem „Kleinen Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterricht“ im Jahre 1798*.

Ganz feierlich muß es zugegangen sein als Dronzio de Bernardi, Diakon an der Kathedrale zu Terlizzi in der Provinz Bari entdeckte, daß der Körper eines Menschen im Wasser von selbst und ohne die geringste Beihilfe einer Bewegung schwimmen könne. Dieser treffliche Canonicus unterzog sich, zur Stärkung seiner Gesundheit, einer Meerwasserkur. Er machte dabei folgenden Versuch: Er stieg in eine große Tonne, deren Wasser durch eine oben befindliche Röhre in ein zweites Gefäß absießen konnte. Dieses übergeflossene Wasser wurde gewogen. Es waren fast 273 Pfund wog. Bei gerader Stellung sank er nicht unter, Kopf und Hals blieben außerhalb des Wassers. Erst eine Belastung mit 26 Pfund vermochte ihn unter die Oberfläche hinab zu ziehen. (Fortsetzung auf Seite 827)



Im Strandbad Marin. Fotovol

Sommerfreuden

Segelschule Thunersee. Photo Egli





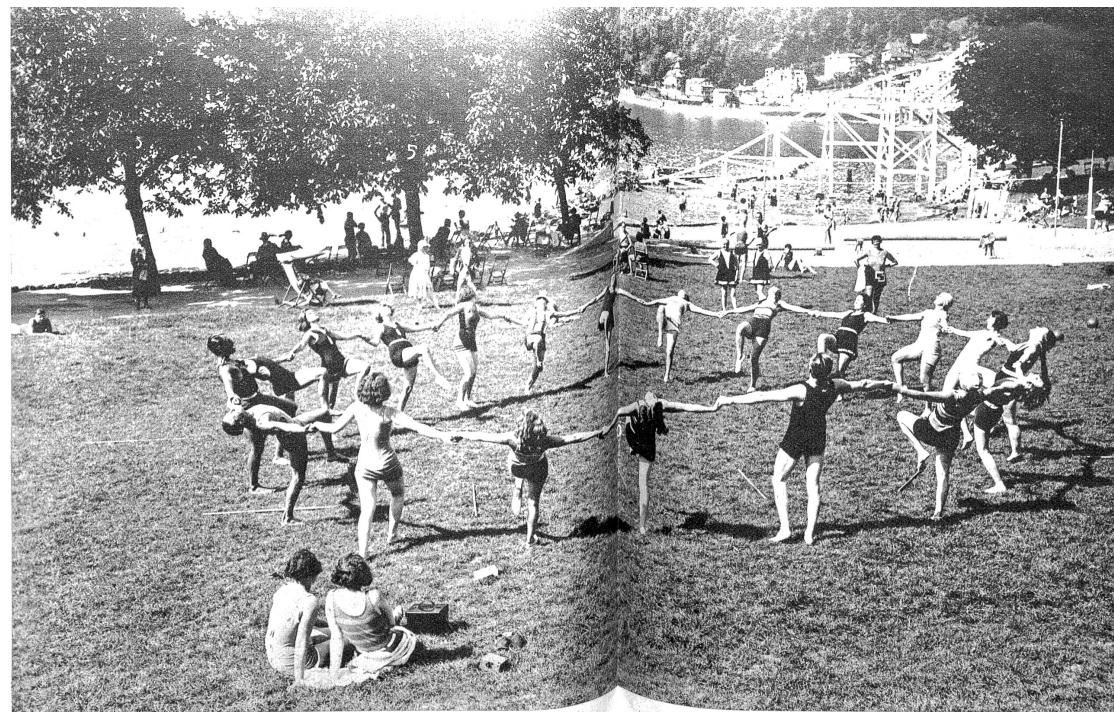
Auf dem Wege zum Strandbad. Fotovol



Strandbad Thun. Phot. Schneider



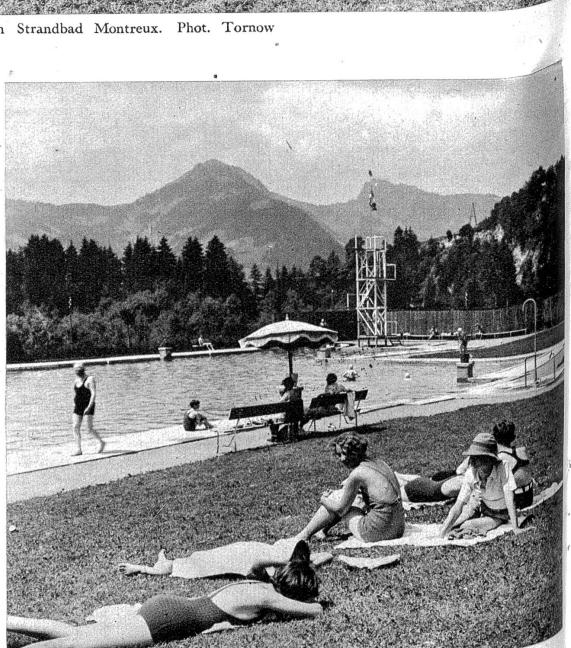
Schwimmbad in Wengen. Phot. Gabi



Im Strandbad Montreux. Phot. Tornow



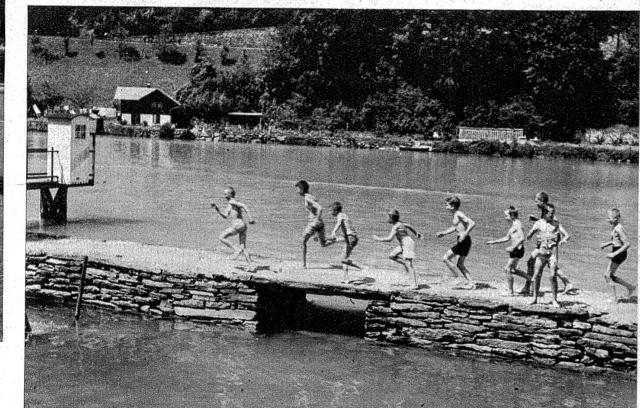
Im Schwimmbad Adelboden. Phot. Gyger



Schwimmbad in Château d'Oex. Phot. Kettel.



Im Schwimmbad Interlaken. Phot. Dr. Schäfer



Strandbad Bönigen Phot. Dr. Schäfer

Schwimm- und Strandbäder

Schwimmbad in Gstaad. Phot. Naegeli

Behördl. bewilligt am 22. IV. 40 gemäß B.R.B vom 3. 10. 1939



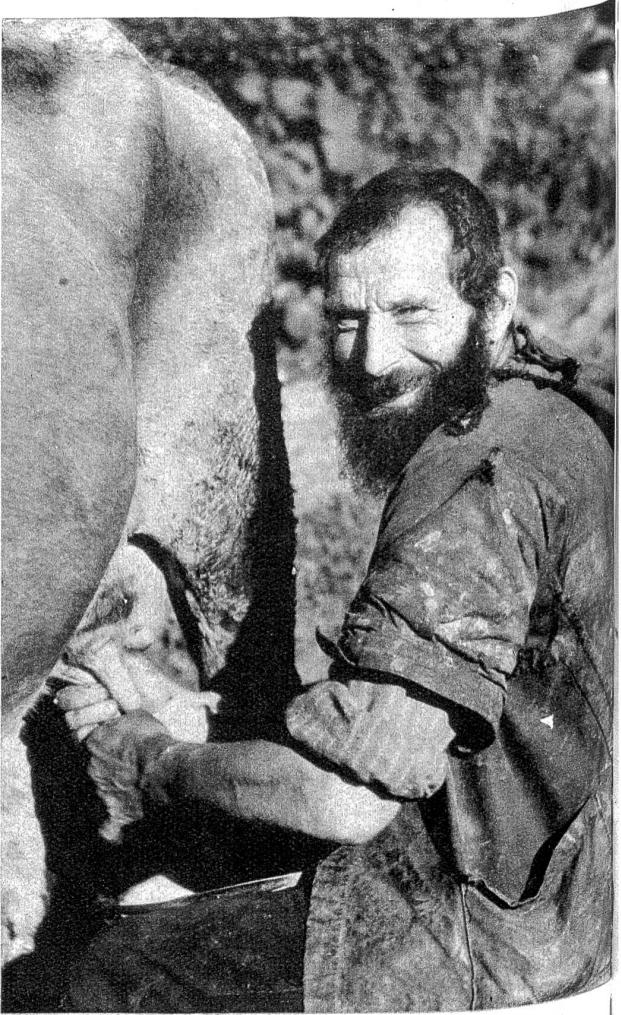
Der alte Erler Photo Kuster



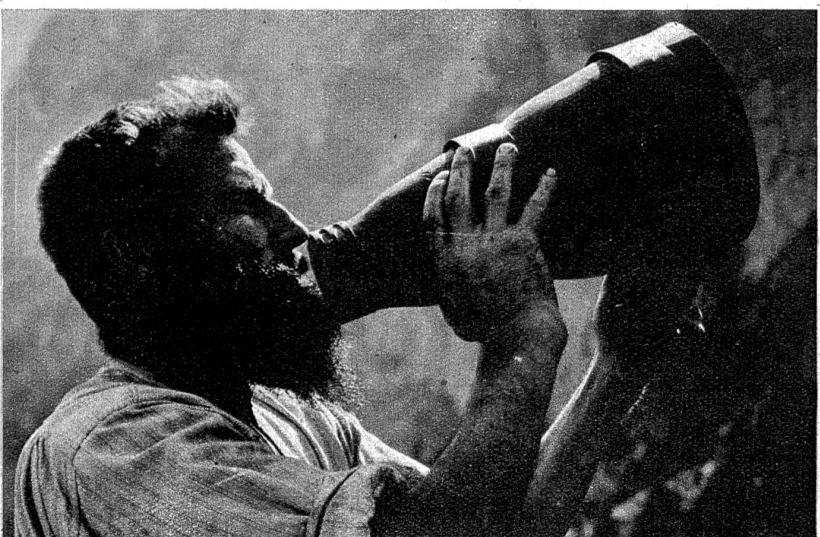
Die Bergli-Kathi Photo Meusser



Kritische Betrachtung einer Kletterpartie. Photo Kuster



Der Sager Sepp. Photo Kuster



Seit uralten Zeiten wird allabendlich bei Sonnenuntergang der Alpsegen, ein Abendgebet, über Weiden und Triften weithallend gesprochen oder gesungen. Photo Kuster

Bon dieser erstaunlichen Entdeckung berichtete er dem General Don Giovanni Actan, Minister seiner Majestät des Königs von Neapel. Der fand die Sache ganz außerordentlich und hielt dem König darüber Vortrag. Majestät beauftragten seinen Generalmajor Don Bartolomeo Forteguerri mit der Nachprüfung dieser merkwürdigen Erscheinung. Unter Beifstand der Lehrer der Militärakademie wurden die Versuche de Bernardi bestätigt. In dem Bericht an seine Majestät vom 9. Oktober 1792 wurde festgelegt, daß man es den angestellten Proben zufolge als eine Regel ansehen könne, daß der Mensch um zu schwimmen „1^o die innere Überzeugung brauche, daß er leichter sei als Wasser, 2^o die hinreichende Instruktion befolge, sich ohne großen Aufwand von Bewegung und Kraft im Gleichgewicht zu halten“.

Damit war das Schwimmen hoffähig geworden. Auf Kosten

des Königs gab de Bernardi seine Entdeckung in einem mit 18 Kupferstichen geschmückten zweibändigen Werk im Jahre 1794 an die Öffentlichkeit. Der Gothaer Gymnasialprofessor Friedrich Kries übersetzte es ins Deutsche und so erschien in Weimar 1797 der „Vollständige Lehrbegriff der Schwimmlust, auf neue Versuche über die spezifische Schwere des menschlichen Körpers gegründet, aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich Kries. 2 Theile.“ Erst nachdem auf solche Weise die Möglichkeit des Schwimmens theoretisch bewiesen worden war, schritt man zur praktischen Tat. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden die ersten Schwimm- und Flussbadanstalten, unter ihnen als eine der ersten auch die Badanstalt im Marzili in Bern, das Studentenseelein oder auch spöttische der „Fröschenweiher“ genannt.

St.

Menschen im Bergdorf

(Zu den gegenüberliegenden Bildern)

Es gibt Menschen in den kleinen, hochgelegenen Dörfern der Berge, die sich für immer im Gedächtnis einprägen. Sie treten einzeln aus der Allgemeinheit hervor, und stehen da als Ganzes für sich, lebendig in ihrer Eigenart, unauslöschlich mit dem Leben verbunden. Gerade in der jetzigen Zeit der großen politischen Unruhen, der Kriegssorgen, ist es gleichsam wie ein Ausruhen, ein stilles Glück an sie zu denken und zu wissen, daß sie da sind in ihrer schlichten Einfachheit.

Da ist der Alte von der Erlen. Der Einsame, Zeitlose. Alleine wohnt er in dem letzten der kleinen Häuschen, die sich den steilen Hang hinauf ziehen. Er spricht wenig, nur ein paar Worte fallen hier und da. „Ich bin halt e so nes Altertum“, meinte er einmal, und dabei blickten seine Augen ruhevoll über die Berge hin, in die Weite, ein Weiser.

Früh schon am Morgen geht er nach seinen Kühen schauen. Sie drehen die Köpfe, wenn die Türe sich knarrend öffnet. Ein heller Lichtstrahl fällt in den dunklen, warmen Stall. Verstaubte Spinnennetze hängen in den Ecken. Es riecht nach Heu und Milch. Während er das frische Streu hinlegt, hält er einen gemütlichen, kleinen Schatz mit ihnen: „So, so —“, dann stellt er die Gabel beiseite.

Sonnabends zieht er sich seinen schwarzen Anzug an und steigt ins Dorf hinunter zur Kirche. Der Frühling geht, der Sommer — und wieder ist es Winter. Sein dichtes Haar ist immer silberweiß, seine von schwerer Arbeit gezeichneten Hände sind immer beschäftigt. Er besorgt die Kühle, die Zeit vergeht, ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre — ...

Er lacht stets, wenn man ihm begegnet, der Sager-Sepp. Ein lustiger Witz liegt in der Luft, und seine kleinen Augen funkeln vor Freude. Er hat viele Kinder und Enkel, aber keines sei so stark und gesund wie er, meint er stolz.

Im Dorf erzählt man sich lachend kleine, heimliche Episoden von ihm. Er schaut oft ein wenig zu tief ins Glas, das ist nun mal seine Schwäche.

Einmal, als er den Heimweg nicht mehr fand und mühsam im Dunkeln herumtappte, fiel er stolpernd zu Boden. Als er auffschaut, befand er sich gerade vor der Kapelle der 14 Nothelfer. „Kunststück“, meinte er da, „vierzehn gegen einen!“

Ein andermal führte ihn sein Weg an einer Wirtschaft vorüber. In strammer Haltung, den Kopf erhoben, blickte er geradeaus. Seine Lippen murmelten Worte wie: „Gerade ist der Weg. Dort links lockt der Verführer.“ Als er ein Stück vorüber war, blieb er befriedigt stehen und sagte mit einem verschmitzten Lächeln: „Weil du so fest und standhaft warst, kommst du jetzt eine Belohnung.“ Dann machte er kehrt und ging zurück ins Wirtshaus.

An einem schönen Spätsommertag war er in seinem Gärten beschäftigt. Rot lag die Nachmittagssonne über dem blü-

henden Pflor. Er stand auf einer Leiter und schnitt mit einer langen Baumsehre die goldenen Blütenkränze der kleinen Linde. Im Nachbar-Gärtchen saß eine Frau und strickte. Bald stieg er von seiner Leiter herunter und betrachtete sein Werk. Das kahle Bäumchen wollte ihm nicht recht gefallen. Schließlich lachte er in sich hinein und meinte: „Der hübsched de scho wieder, änder weder ich!“ —

Alle Menschen im Dorf kennen sie, die Bergli-Kathi. Wenn sie mit ihren kleinen, festen Schritten durchs Dorf eilt, freut sich jeder, einen Gruß, ein Lächeln von ihr zu erhalten. Sie ist weit gereist, hat gesehen, erlebt, gesammelt. Dann kehrte sie zurück in ihr Vaterhäuschen im Bergli, dort wohnt sie mit all ihren Schätzen in ruhevollm Glück. Viele Freunde der großen Welt sind ihr da draußen geblieben, die sie an sich gefesselt durch die große Natürlichkeit ihres Wesens, die Stärke ihrer einfachen Persönlichkeit.

Besuche kommen, Briefe flattern von überall her zu ihr. Schritte tönen auf der Stiege ihres kleinen Häuschens, die alte Holzdiele knarrt. Eine Tür öffnet sich, ein paar strahlende, braune Augen, in denen noch immer der Schalk blitzt, lachen dem Besucher entgegen. Weiches, graues Haar umgibt ein frisches Gesicht, und jedes Fältchen, jeder Zug spricht von ihrem reichen, weiten Leben. Jetzt wird der große Sessel ans Fenster gerückt. Schubladen, Schränke öffnen sich. Der Tee ist goldgelb und aromatisch, ein elektrischer Toaster, schönes Porzellan, und sie selber — was sie einem gibt durch die ruhige Heiterkeit ihres Wesens, kann niemand ermessen.

Jede Stunde mit ihr ist ein Aufstieg zu einem freudigeren, lebensbejahenderen Ich, ein Schatz, den man still mit sich nach Hause nimmt. —

Die Dorfhexe, so wird sie genannt. Warum? Vielleicht nur wegen der scharfen, ausgeprägten Züge, der langen Nase.

Mit langen, festen Männerstritten geht sie einher, unbekümmert, nach niemandem schauend. Doch, wenn ihre scharfen Augen einen Freund erspähen, einen Menschen, den sie würdig genug erachtet, um sich mit ihm abzugeben, bleibt sie mit der ihr eigenen Selbstverständlichkeit vor ihm stehen und macht irgend eine lustige Bemerkung über den neuen Mantel, den der Betreffende vielleicht trägt, oder sie erzählt einen Witz von ihrem Chef aus der Küche, wo sie zur Zeit arbeitet. Das kann nun ein Kurgast sein, ein Dorfältester oder ein Arbeiter, wen es gerade trifft. Ein lustiges Zwinkern liegt dann in ihren Augen, der schmale, zahnlose Mund lächelt spaßig, und mit einem festen Händedruck geht sie davon. —

So gehen diese Menschen an uns vorüber — einige der vielen, von denen man erzählen könnte — jeder für sich eine kleine, ruhvolle Welt ...

Elsa Hauthal.